Zum Schlusse will ich noch einige Partien des rechten Donau- und Wienfluss-Ufers besprechen, da sie bisher nicht erwähnt wurden, obgleich sie diesem Bezirke angehören.

LV. CAPITEL.

Die Gegend am rechten Donau- und Wienfluss-Ufer.

Noch in den Vierzigerjahren war die Uferstrecke längs den Weissgärbern (wo der Wienfluss sich in den Donaucanal ergiesst) eine gänzlich verwahrloste, uncultivirte, schmutzige Gegend. Die Brücke, an deren Stelle heute die aus Quadersteinen erbaute Radetzkybrücke steht, war eine einfache, mit schwarzgelb angestrichenen Seitengeländern, gezimmerte Holzbrücke für Fussgeher. Wohin auch das Auge schweifte, sah man an beiden Ufern Nichts, als klafterhoch aufgeschlichtete Holzstösse und dem ganzen Ufer entlang kleine Holzhütten für die Wächter und Verkäufer des Brennholzes, daher auch diese ganze Gegend im Volksmunde „Holzgestätten" oder kurzweg „Gstätten" genannt wurde. Die alte Kirchengasse, die sich später in den stolzen Namen »Radetzkystrasse« verwandelte, bildete damals noch keinen eigenen Fahrweg zur heutigen Radetzkybrücke; denn dieser Weg wurde erst mit dem Wegfall der Hütten und Holzstösse frei. Es wird daher meine älteren Leser gewiss interessiren, wenn ich ihnen ***sub Figur 188*** ein Bild vor Augen führe, das die nun gänzlich veränderte Gegend so darstellt, wie wir sie noch in den Zwanziger- und Dreissigerjahren sahen und auf die wir uns noch ziemlich deutlich zu erinnern vermögen.[1])

Wie elegant und wie vornehm nimmt sich dagegen heute diese Gegend aus! Die neue »Radetzky-Brücke«, welche ich dem Leser ***sub Figur 189*** hier im Bilde vorführe[2]), hat mittlerweile einen neuen Fahrweg und somit auch eine ganz neue Verkehrsader begründet.

[1]) Diese Ufer-Ansicht nächst den Weissgärbern, von Benjamin Piringer gezeichnet, 45·5 Cm. br. und 35.5 Cm. hoch, datirt aus der Zeit von 1825—1835 und gewährt uns nicht blos einen Ueberblick auf die beiden Uferlande, sondern auch einen Ausblick auf jenen Theil der Stadt (von der Stubenthorbastei bis zur Rothenthurmthorbastei), der die grösste Veränderung erlitt. Am äussersten Ende des Bildes links sehen wir die alte schwarzgelb angestrichene Holzbrücke, über welche die Fussgeher von den Weissgärbern aus, u. zw. von der ehemaligen Sailergasse (spätere Kolonitzgasse) direct zu der Holzgestätten gelangten, welche sich am linken Wienfluss-Ufer vom Stubenthor bis zum Auwinkel, also über den ganzen Terrain erstreckten, auf dem sich heute die Museen für Kunst und Gewerbe, die Franz Josefskaserne, das Franz Josefsthor und der Exercierplatz befinden. Das grösste und wichtigste Gebäude, das uns in der Mitte des Bildes von der Stadt aus entgegensieht, ist das alte Hauptzollamts- später Hauptpostgebäude. Die übrigen kleineren Gebäude links und rechts sind die Häuser der Stubenthor- und Dominikanerbastei, die alle bereits umgebaut sind. Die übrigen kleinen Häuschen unterhalb der Basteimauer, die aus den Holzstössen hervorsehen, sind theils Privat-Eigenthum für die Aufseher, theils kaiserliche „Saliterhütten" zur Reinigung und Aufbewahrung des Saliters. Auf der rechten Seite des Bildes sehen wir an dem noch steilen und ungeregelten Weissgärber-Ufer eine Menge theils freistehender, theils eingeplankter Holzstösse. Auch fallen uns an dem Uferrande die vielen grossen massiven Holzpflöcke auf, die heute bereits verschwunden sind. Vormals leisteten sie aber den stromaufwärts ziehenden Schiffern gute Dienste, da man die Schiffe an denselben mittelst Ketten oder starken Seilen zu befestigen pflegte. Endlich die vielen kleinen am Ufer landenden Zillen und Flösse gehörten zumeist jenen oberösterreichischen Obstverkäufern, die sich heute am »Schanzel« einzufinden pflegen.

[2]) Das Bild, von Waage nach der Natur gezeichnet und lithographirt, 25 Cm. breit und 21 Cm. hoch, zeigt uns die Radetzkybrücke ihrer ganzen Länge nach von der südöstlichen Seite aus als Ueberbrückung über den Wienfluss, der sich einige Schritte von dieser Brücke in den Donau-Canal ergiesst. Die Brücke wurde nach Plänen des Ingenieur J. Mack (aus Hamburg) in der Zeit vom Jahre 1854 bis 1855 auf Kosten der Wiener Gemeinde um den Betrag von 384.717 fl. in einer Länge von 21 Klaftern und 1 Fuss aus massiven Quadersteinen erbaut und mit 1. October 1855 dem öffentlichen Verkehre übergeben.

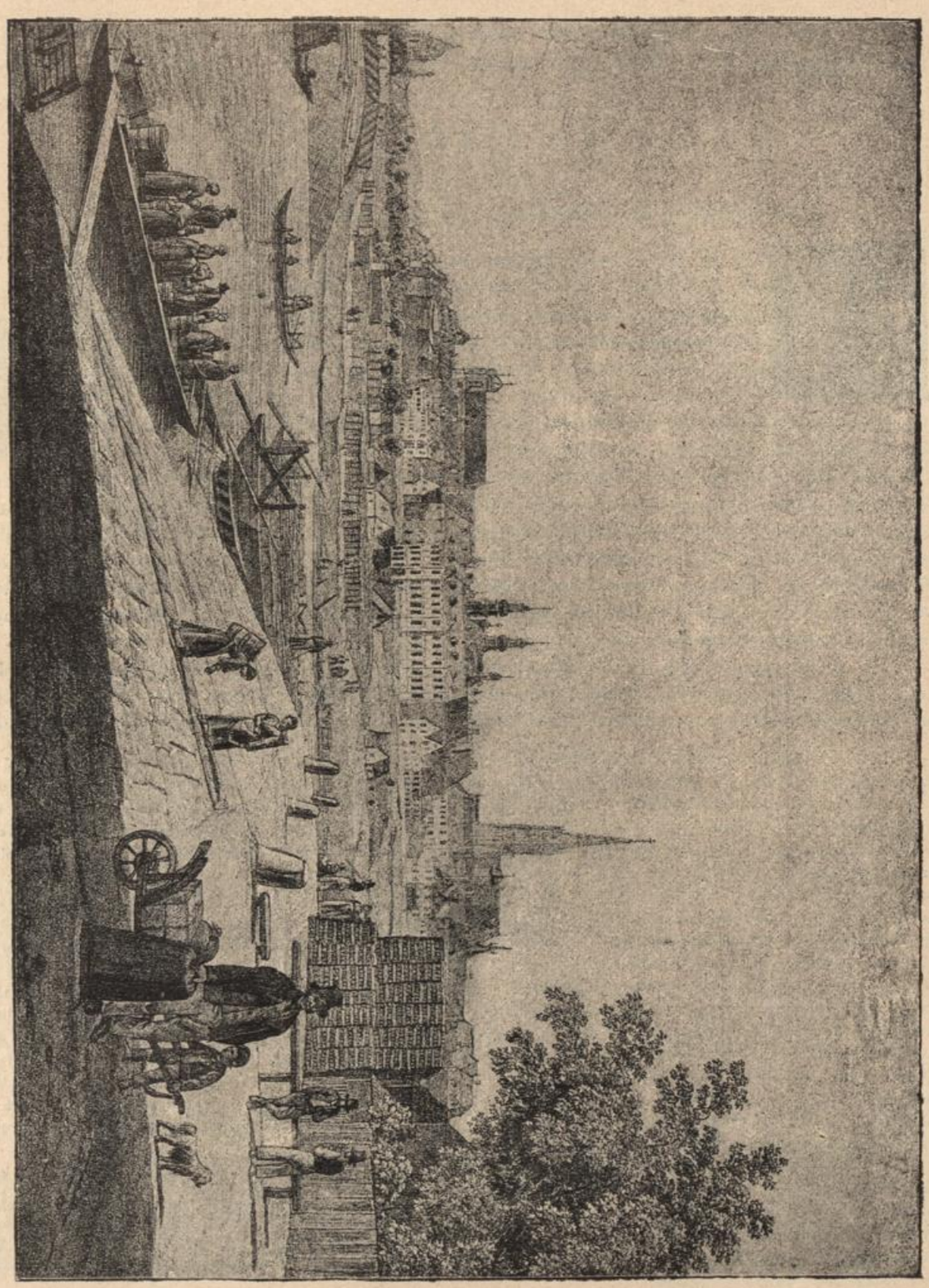

Fig. 188. Die alte Holzgestätten unter den Weissgärbern aus der Zeit von 1825—1835.

Ihr zumeist verdanken wir die neue Radetzkystrasse und die schönen schattenreichen Park-Anlagen, die sich längs des rechten Donau-Ufers mit bequemen Ruhebänken bis zum Dampfschiffahrts-Gebäude hinziehen.

Die Radetzky-Brücke vermittelt uns auch den Weg zur Leopoldstadt über die nahe Aspernbrücke, sowie auch den Weg in die innere Stadt durch das einige Jahre früher erbaute schöne Franz Josefsthor, welches ganz besonders von dieser Brücke aus einen überaus malerischen imposanten Anblik gewährt.

Das Franz Josefsthor gehört übrigens zu den Erstlings-Bauten unseres jetzt regierenden Kaisers und es ist interessant zu bemerken, dass dieser Bau der erste war, auf welchem der hochbedeutsame kaiserliche Wahlspruch »Viribus unitis« öffentlich prangte, ja sozusagen hier zum ersten Male ausgestellt wurde, ehe noch das Wiener Volk so recht diesen

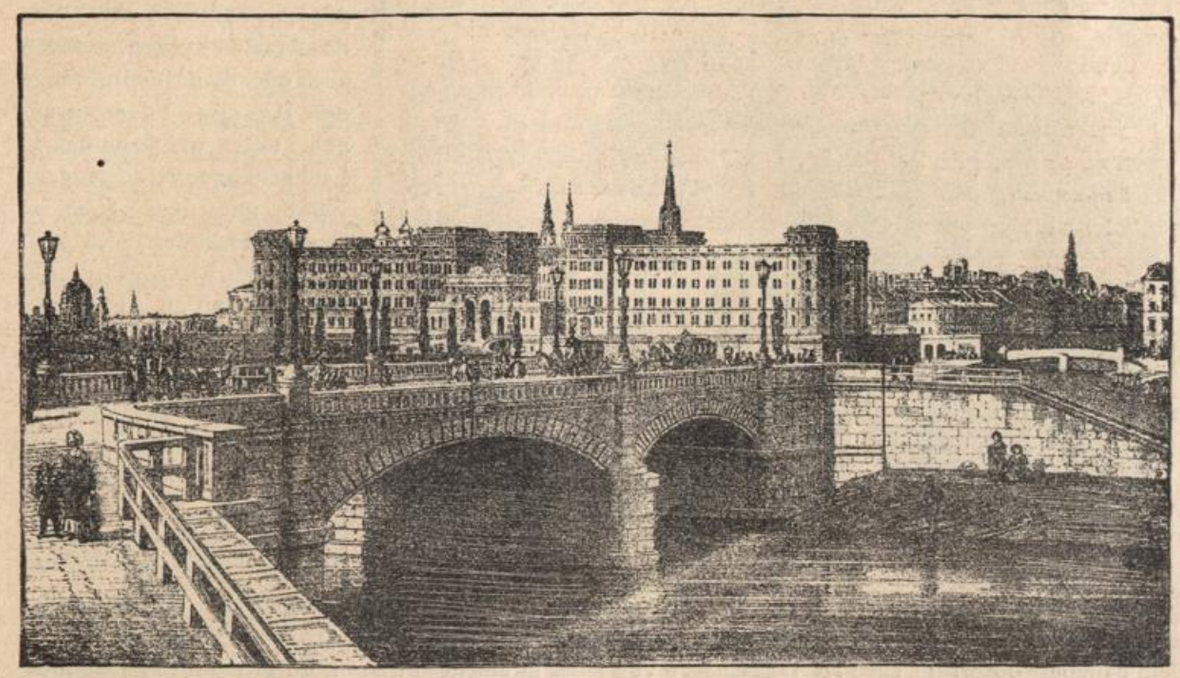

Fig. 189. Die Radetzkybrücke unter den Weissgärbern.

Wahlspruch kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Da dieser Bau die Bestimmung erhielt, für alle künftigen Zeiten hier unverändert zu verbleiben, während alle anderen Stadtthore dem kaiserlichen Machtgebote der Neugestaltung — mit Ausnahme des äusseren Burgthores — weichen mussten, so erhält dieser Bau gewiss eine historische Berechtigung und verdient hier besonders besprochen zu werden.

Das Franz Josefsthor.

Kaum war die Revolution niedergetreten, kaum fühlte man es allgemein, wie das Zusammenhalten aller gesetzlichen und moralischen Kräfte, wie die Einigkeit der Gesellschaft dem Staatskörper noththue, als sich auch unser, damals jugendliche, Kaiser zu einem Wahlspruche gedrängt fühlte, der als Leitstern fortan dem erschütterten Staate vorleuchten sollte, der

als Maxime, als Schutzwehr und Lebensregel für die politische und finanzielle Lage des Staates fernerhin gelten sollte.

Kaum war der Entschluss gefasst, so war auch schon der Wahlspruch gefunden. Er lautete: **„Viribus unitus“**.

Zugleich erhielt das Ministerium für Handel und öffentliche Bauten den Auftrag, zur Erbauung des neuen »Franz Josefsthores« zu schreiten und im Wege der öffentlichen Concursausschreibung zugleich die Vorlage der Baupläne zu veranlassen. Der k. k. Ingenieur Carl Rziwnatz erhielt den Preis von 80 Ducaten und gleich mit dem Jahre 1850 wurde zur Ausführung des Baues unter Leitung dieses Ingenieurs geschritten. Der Bau ging rasch ohne Hindernisse von Statten und besonders wurde auf die Aussenseite der Façade, von dem Glacis aus, die grösste Sorgfalt verwendet. Hier wurde der monumentale Bau durchwegs aus hartem, sogenannten Kaiserstein, ausgeführt. Ober dem Mittelpfeiler sollte nicht blos das Stadtwappen, sondern auch ober dem Hauptgesimse der Reichs-Adler prangen, unter welchem das in Laubgehängen verschlungene Band mit dem eben in Rede stehenden kaiserlichen Wahlspruche: **„Viribus unitis“** in goldenen Buchstaben zum ersten Male öffentlich angebracht werden sollte. Wie es übrigens dem Baukünstler gelang, seinen Entwurf zur Geltung zu bringen, wird uns beifolgendes Bild ***sub Figur 190*** am deutlichsten zeigen.[1])

Fig. 190. Das Franz Josefs-Thor.

Nicht uninterressant ist die Thatsache und gibt auch zu mancherlei vergleichenden Bemerkungen Anlass, dass alle bisherigen Wahlsprüche der österreichischen Regenten aus dem habsburg-lothringischen Herrscherhause von jeher in einem gewissen, nothwendigen Zusammen-

---

[1]) Das Bild, von F. Kolarz nach der Natur gezeichnet und in Holz geschnitten, 19 Cm. breit und 14 Cm. hoch zeigt uns das Franz Josefsthor von der Aussenseite (d. i. von der gegen das Glacis gekehrten Seite). Der erhöht Mittelbau hat zwei Fahr- und zwei Gehthore, die beiden Seitenflügel sind bedeutend niederer und an der Aussenseite mit Fenster- und Licht-Rosetten versehen, weil nach dem Projecte für die Unterbringung mehrerer Wachstuben und Magazine gesorgt werden sollte. Oberhalb des Mittelpfeilers der beiden Fahrthore ist das Wappenschild der Stadt Wien angebracht. Ueber dem Hauptgesimse aber prangt der österreichische Reichsadler mit der Reichskrone auf einem mit Eichenlaubgewinden umhangenen Schilde und unter demselben auf einem Sockel liegt ausgebreitet das Band mit dem kaiserlichen Wahlspruche: **„Viribus unitis“**. Die der Stadt zugekehrte innere Façade ist in einer etwas peinlicheren Detailform des Renaissance-Styls ausgeführt, als dies bei den äusseren Façaden der Fall ist. In dem Felde über dem Mittelpfeiler ist das Wappenschild von Niederösterreich angebracht. Den obersten Theil dieser Innenfaçade ziert das Wappen des kaiserlichen Hauses und oberhalb dem Bekrönungs-Gesimse erblickt man als Kronenhälter die symbolischen Figuren der »Weisheit« und »Stärke«. Im Frise des Hauptgesimses sehen wir die Widmungsschrift, welche lautet: **„Franciscus Josephus I. Austriae Imperator MDCCCLV“**, weil in diesem Jahre der Bau vollendet war.

hange zu ihrer Zeit und zu den Bedürfnissen ihrer Unterthannen standen. So z. B. lautete der Wahlspruch **Kaiser Ferdinands II.: „Pietate et justitia" (der Frömmigkeit und der Gerechtigkeit geweiht).** Dieser Kaiser war es zumeist, der über das Unrecht der Protestanten gegen die Katholiken wachte und der diese himmelschreienden Uebergriffe durch Frömmigkeit und Gerechtigkeit versöhnen wollte, was ihm aber nicht gelang.

Anders lautet der Wahlspruch **Ferdinands III.: „Legitime certantibus" (den gesetzlich Streitenden geweiht)** oder freier übersetzt: Mit allen zu Gebote stehenden Mitteln der Gesetzlichkeit kämpfend d. i. gegen die Protestanten zu Felde ziehend. Die Nothwendigkeit der Abwehr tritt hier schon viel deutlicher hervor als bei seinem Vorgänger. Auch stellte sich der Kaiser auf den Standpunkt des Streiters und nur mit Gewalt meinte er, könne man sein gutes Recht zurückgewinnen. Auch das niedergetretene Ansehen der Kirche könne und müsse man mit Gewalt zurückerobern, aber nur mit gesetzlichen Mitteln. »Gewalt in den Schranken der Gesetzlichkeit« dies war die Losung, die auch wirklich dem Katholicismus zum endlichen Siege über den Protestantismus verhalf.

Freundlicher und liebenswürdiger lautete dagegen der Wahlspruch seines Sohnes **Leopold I.: „Constantia et fortitudine" (der Beständigkeit und dem ausdauernden Muthe geweiht).** Zwei Eigenschaften, nach denen sich dieser Kaiser am meisten sehnte, da sie ihm wahrlich am meisten fehlten. Er liess sich von seiner Umgebung nur allzusehr beeinflussen. Diese seine Schwäche, die er stets fruchtlos zu bekämpfen bemüht war, verschuldete auch seine politische und finanzielle Niederlage. Sein Wahlspruch blieb daher nur ein frommer, heissersehnter, nie erreichter Wunsch. So z. B. überliess er die Finanzwirthschaft seinen Ministern und Beamten, die nur ihr eigenes Interesse im Auge behielten. Seine Freigebigkeit erschöpfte oft seine Mittel. Bei Ausfahrten führte er stets einen Säckel mit **Siebenzehnern** im Wagen mit sich, die er dann mit eigener Hand vertheilte und bei öffentlichen Audienzen hatte er immer eine Rolle Ducaten am Tische liegen um die Bittsteller zu beschenken. Nie wurde er müde, Bettlern Almosen zu geben, die ihn dann oft auf die unverschämteste Weise ausbeuteten. Dabei fehlte dem Kaiser der Sparsinn. Es war ihm keine Ausgabe zu gross, um seine Person zu verherrlichen. Die Oper, verschlang Unsummen, so auch das Ballet und die Hoffeste, die er meist in eigener Person zu arrangiren pflegte. Immer nahm er sich vor, zu sparen und immer verfiel er in den alten Fehler.

Ganz anders lautete der Wahlspruch seines älteren Sohnes, des intelligenten, hochgebildeten, talentvollen, durch die reizendsten Körperformen bevorzugten **Josef I.: „Amore et timore" (mit Liebe und Furcht regieren).** Es ist dies die alte Regel der Römer, mit der sie die Welt leiteten, aber auch die ganze Welt beherrschten. Diese beiden Extreme wirkten auch bei Josef I. wahre Wunder. Er wusste sich die Gemüther Aller schnell zu gewinnen. Zuerst mit Liebe und dann (wenn es nicht ging) mit Furcht — Menschenfurcht, Gottesfurcht! Leider war es ihm nicht vergönnt, die Früchte seines Systemes zu geniessen. Er bestieg den Thron im Jahre 1705 und schon 6 Jahre darauf starb er am 11. April 1711 kaum 33 Jahre alt.

Ihm folgte sein zwar mit vorzüglichen Geistesgaben ausgerüsteter, dennoch minder talentirter Bruder **Carl VI.** Er erkohr sich den passendsten Wahlspruch: **„Consilio et industria" (dem Rathe und dem Fleiße geweiht).** Da sich der Kaiser nie selbstständig genug fühlte und überdies in einer politisch bewegten Zeit lebte, wo das Fachwissen bereits sein gewaltiges Scepter über den Dilettantismus zu schwingen begann und sonach das Wissen über das blosse Meinen den Ausschlag gab, so musste sich Carl mit dem Rathe der Fachmänner umgeben und in allen wichtigen Angelegenheiten auf sie horchen. Dagegen wollte er durch persönlichen Fleiss alles dasjenige ersetzen, was ihm die Natur an Talent versagte. Seine 29jährige Regierungszeit (1711—1740) war das Ergebniss seines Wahlspruches. Und das von

ihm geschaffene **Erbfolge-Gesetz**, die sogenannte **pragmatische Sanction**, war seine grösste politische That, das Resultat der Berathung und seines eigenen, unermüdlichen Fleisses.

Wahrhaft gross und erhaben war das Walten **Maria Theresias** und ebenso auch ihr Wahlspruch: **„Justitia et clementia“ (gerecht und milde herrschen).** Gerechtigkeit und Milde waren auch die beiden funkelndsten Edelsteine in der Herrscherkrone dieser Monarchin. **„Man muß strenge strafen“**, pflegte sie zu sagen, **„aber gerecht, damit die Leute sich fürchten und gerne gehorchen“.** Aber dort, wo der menschliche Verstand mit dem Gesetzbuche in der Hand nicht hineinzudringen vermag, wo das Gesetz keinen Paragraph offen gelassen, wo nur das warme Herz spricht und den kalten Verstand Lügen straft, dort liess Maria Theresia Milde walten und versöhnte die Härte des Gesetzes mit dem Gefühle des Mitleids.

Josef II., der erhabene Idealist, der grosse Schwärmer für Tugend und Edelmuth, erwählte sich einen Wahlspruch, der seiner Gesinnung Ehre machte Derselbe lautete: **„Virtute et exemplo.“ (Der Tugend und dem erhabenen Beispiele lebend.)** Er blieb bis zum Ende seiner Tage diesem weisen Spruche getreu. Sein rastloses Streben nach dem Besten und Vollendetsten, machte ihn zum scharfen Beobachter. Dort, wo er das Gute fand, nahm er sich ein Beispiel und war bemüht, es für sich anzuwenden und auch für sein Volk, das er ja beglücken wollte. Er studirte die Einrichtungen und Gesetze fremder Staaten, ihre politischen und ökonomischen Institutionen und folgte ihrem Beispiele. Seine Reise nach Paris widmete er ausschliesslich diesen Studien, überall beobachtend, prüfend, vergleichend, lernend, überall dem Besten folgend, in der Absicht, es auch in seinen Staaten, wenn auch modificirt, zur Anwendung zu bringen. In diesem Sinne copirte er auch selbst seinen Gegner Friedrich den Grossen.

Auf den heissblütigen Reformator folgte dessen conservativer Bruder **Leopold II.** Sein Wahlspruch lautete: **„Opes regum corda subditorum“. (Die Herzen der Völker sind die Schätze der Könige.)** Es war dies gleichsam sein Privat-Wahlspruch. Der officielle lautete anders und auch kürzer: **„Pietate et concordia“. (Der Frömmigkeit und Eintracht gewidmet.)** Er hob Alles wieder auf, was den frommen Sinn seiner Unterthanen, was ihre Gottesfurcht hätte beleidigen können und hasste alle Neuerer. Er nannte sie Projectemacher, Raisonnirer und Revoltirer, die die gute Ordnung nur stören, daher dem Staate gefährlich werden. Er wollte eine immer gleiche Ordnung und Gesetzlichkeit einführen. Es war ihm jedoch nicht vergönnt, während seiner kurzen zweijährigen Regierung (1790—1792) das System der Stabilität und die daraus zu erzielenden Wohlthaten den Frommen und Einträchtigen angedeihen zu lassen.

Erst sein Sohn **Franz I.** führte das System der stabilen Ordnung auf gesetzlichem Wege durch. Der Kaiser war eine bureaukratische Natur, der vom grünen Tische aus die Staaten lenkte. Seine Rechtsgelehrten mussten die Gesetze ausarbeiten, nach denen nun ein für allemal regirt werden sollte. Ein einmal von ihm aufgestelltes Princip oder Gesetz galt ihm für unverbrüchlich und heilig. Seine conservative Natur glaubte nicht an die Nothwendigkeit einer Gesetzesänderung; denn das einmal gegebene Gesetz war ihm die Grundlage jedes geordneten Staatswesens. **„Justitia fundamentum regnorum“. (Gerechtigkeit ist die Grundlage der Könige.)**

Doch kehren wir zu unserem Gegenstande zurück.

Nachdem ich meinen Lesern die Veränderungen gezeigt, welche der dritte Bezirk an der untersten Uferstrecke erlitt, will ich hier ***sub Figur 191*** auch den oberen Theil dieser Uferstrecke im Bilde vorführen. Diese Ansicht ist umso interessanter, als sie nicht blos ausserordentlich charakteristisch jedes Detail wiedergibt, sondern auch eine Episode aus dem Leben Kaiser Franz I. zur Darstellung bringt. Das Bild wurde im Herbste 1831, als eben in Wien die Cholera zu wüthen begann und auf Befehl des Kaisers, der sogenannte »Choleral-Canal« gegraben wurde, angefertigt. Es ist (als ein echtes Zeitbild) in dem Momente aufgefasst, wie der Kaiser, vom Bürgermeister begrüsst, im Begriffe

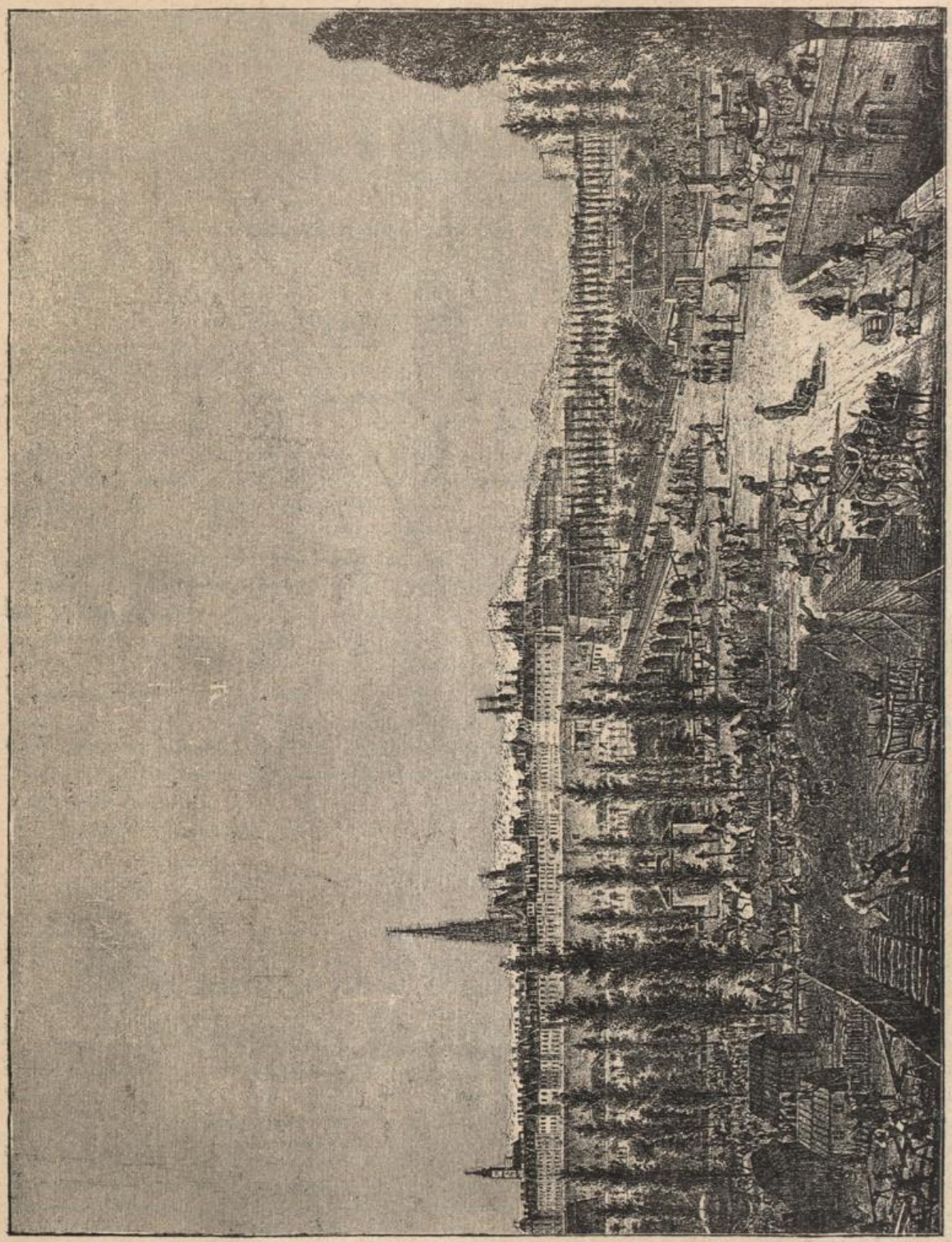

Fig. 191. Die obere Uferstrecke des Wienflusses, während des Cholera-Canalbaues (1831).

steht, die Reihen mehrerer Tausend Arbeiter durchzugehen, um ihnen Trost zuzusprechen und die Canalbauten zu besichtigen. Dieser Heroismus wurde dem Kaiser von seinen lieben Wienern hoch angerechnet und sie konnten ihm den väterlichen Liebesdienst, den er ihnen geleistet, nicht vergessen. Die Situation der Wiener war aber auch entsetzlich und die Wirkungen der Seuche so grässlich, dass nur Derjenige sie genau zu schildern vermag, der damals selbst ein Augenzeuge war. Ich will es demnach versuchen, wenigstens die Hauptzüge, wie sie mir im Gedächtnisse noch vorschweben, zu schildern.

Die Cholera in Wien im Sommer 1830.

Nachdem wir Wiener im Sommer 1830 vorerst nur aus den Zeitungen erfuhren, wie die Cholera bei ihrem Umzuge durch ganz Europa Furcht und Schrecken verbreitete, brach in der Nacht vom 13. auf den 14. September, nach einem dreitägigen Regenwetter auch bei uns diese Seuche aus und gerade Mitten in der Stadt, von wo sie sich dann mit Blitzesschnelle über alle Vorstädte verbreitete. Am 14. September erkrankten 46 Personen, meist Honoratioren und sogenannte bekannte Leute vom Platz, am 15. wuchsen 139 Kranke zu, am 19. 127. Wenige nur genasen, so dass an diesem Tage über 200 starben. Die Krankheit ergriff die Menschen so rasch und der Tod trat oft so plötzlich ein, dass man eine Person, die man gestern noch vollkommen gesund gesehen, den andern Tag als todt in der Wiener Zeitung las. So z. B. prangte der Name der lustigen Local-Schauspielerin Thekla Kneisel (eine geborene Demmer) noch Mittags am Theaterzettel, zur Theaterzeit war sie bereits eine Leiche. Man vermied die Zusammenkünfte und die Privatgesellschaften. Theater und Gasthäuser standen leer und wenn die Studenten damals dennoch in ein Gasthaus gingen und statt dem gepriesenen Rothwein todesverachtend ein Bier verlangten, so erschrack der Kellner und hielt sie für ein Opfer des Todes, ja das zweite Glas brachte er ihnen schon mit einer Art Leichenbittermiene, als hätte er ihnen die letzte Oelung darzureichen.

Die Angst der Wiener war aber auch sehr gross, die verschiedenen Vorsichtsmassregeln grenzten nahezu an's Lächerliche und riefen häufig den Wiener Volkswitz hervor.[1])

Der Eine schützte sich mit Essig, der Andere mit Wasser; Unsummen für Camillenöl und Bismuth wurden vergeudet, Senftpflaster, Eis, Aderlass, Blutegel, Schröpfköpfe, Alles wurde versucht und die Behörden mit ihren Vorsichtsmassregeln, mit ihrem Durchstechen und Durchräuchern der Briefe, mit ihren oft sich widersprechenden Warnungen, Geboten und Verboten machten das Publicum erst recht confus und zaghaft.

Man war nahe daran, sämmtliche Theater und Gasthauslocalitäten zu sperren und die kaiserliche Familie im Belvedere zu interniren.

Aber an dem gesunden Sinn des Kaisers scheiterte diese bureaukratische Kurzsichtigkeit; freilich konnten selbst die Aerzte aus der Sache nicht recht klug werden, man hatte noch keine Erfahrung und so stritten sie sich zur Belustigung des Publicums herum, ohne dass sie nur um einen Schritt der Wahrheit näher gekommen wären. Man fragte ob die Krankheit sporadisch (endemisch) oder epidemisch auftrete? ob sie durch mittelbare oder unmittelbare Berührung ansteckend wirke? ob das Miasma in der Luftschichte oder im Grundwasser liege? Kurz die Frage der Contagiosität des Uebels war der Gegenstand des Tagespräches bei den gelehrten Aerzten, wie bei den unwissenden Laien. Endlich aber hieb am 18. September die Staatsverwaltung den gordischen Knoten auseinander, indem

[1]) Ein Hofrath z. B. liess seine erkrankte Frau von zwei Aerzten zu gleicherzeit behandeln, der eine curirte sie warm, der andere kalt. »Na« — riefen die Wiener — »da glaub ich, dass da eine laue Behandlung herauskommt«!

sie nach der richtigen Ansicht des kaiserlichen Leibarztes Andreas Freiherrn v. Stift jede Sperre und Contumaz aufhob und so durch diese Freizügigkeit dem Miasma den ersten Todesstreich versetzte. Am 20. September verminderte sich bereits die Krankenzahl; der Kaiser kehrte aus Schönbrunn in die Hofburg zurück, zeigte sich fast täglich auf den Promenaden, gab Audienzen und besuchte sehr häufig das Burgtheater, alles um den Muth der Wiener aufrecht zu erhalten, bis endlich die Krankheit im December glücklich verschwunden war. Leider war dieses Glück nicht von langer Dauer, denn schon im Sommer 1831 brach die Seuche abermals aus. Man sah sich abermals hilf- und rettungslos dem Elende preisgegeben, und in diese gefährliche Zeit fällt der Besuch des Kaisers bei den Arbeiten am Cholera-Canal, welche schöne Handlung durch obiges Bild dem Vergessen entrissen werden sollte. Aber das Bild hat für uns auch ein örtliches, topographisches Interesse, indem es uns jenen Theil an der Stubenthorbrücke versinnlicht, der heute bereits vollständig verändert ist.[1])

Nicht uninterressant ist auch jenes ebenerdige Häuschen, welches uns in die Augen fiel, so oft wir von der Wollzeile aus die Stubenthorbrücke passirten. Es lag hinter dieser Brücke am Ufer der Wien, tief unten und machte sich durch das aus demselben kommende laute Geklapper bemerkbar. Es war dies die, durch ihr hohes Alter berühmte „Staubmühle" (Stubenthormühle), die urkundlich schon im XV. Jahrhundert in dem sogenannten Müller-Brief des Herzogs Albrecht vom 13. October 1429 genannt wird.[2])

Der Wienfluss war in seiner Jugend, noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, oft ein toller übermüthiger Junge, der sich gerne wie ein Waldstrom geberdete, Inseln und Weiher bildete, seine Arme gar ungeberdig weit ausstreckte und zu guterletzt bei anhaltenden Regengüssen sogar manche mächtige Wildbäche in sich aufnahm, um dann mit seinen Fluthen Alles zu überschwemmen.

Die Stadt-Chronik erzählt uns von solchen schrecklichen Verheerungen namentlich in den Jahren 1295, 1301, 1405, 1670, in welchen die ganze Umgebung überschwemmt, wurde vielfacher Schade verursacht und wurden auch Menschenleben vernichtet. Um sich vor ähnlichen Unglücksfällen für die Zukunft zu schützen, liess Maria Theresia sämmtliche Nebenflüsse abdämmen und Joseph II. im Jahre 1787 den Fluss zum erstenmale einer gründlichen Regulirung unterziehen, das Flussbett tiefer legen, das unregelmässige Ufer ebnen und den breiten Uferrand mit Weiden-Gebüschen besetzen.

---

[1]) Das Bild, von The Rauling gezeichnet und lithographirt, 46·5 cm. br. und 40 cm. hoch, aus dem Jahre 1831 zeigt, uns jenen ausgebreiteten Terrain, der sich von der Landstrasse über die Stubenthorbrücke bis zu den Basteimauern erstreckt. Die Gehwege an dem Glacis sind noch allenthalben mit Pappelbaumalleen geziert. Im Vordergrunde sehen wir Arbeiter beschäftigt, den Canal längs des rechten Wienflussufers zu graben und in der Mitte des Weges den Kaiser, wie er, vom Bürgermeister begrüsst, eben im Begriffe steht, den Canal zu besichtigen. Das Publicum strömt von allen Seiten herbei, um den Monarchen jubelnd zu bewillkommen. Das Bild zeichnet sich übrigens durch seine feine landschaftliche Wirkung besonders aus.

[2]) Damals schon erfreute sich Wien zahlreicher Mühlen und eines äusserst lebhaften Mehlhandels, bei dem sich mancherlei Missstände einschlichen, daher sich Herzog Albrecht genöthigt sah, den sogenannten Müller-Brief am 13. October 1429 zu erlassen, um die Irrungen der Müllerknechte und Mühlherren an der Donau und am Wienflusse zu regeln. An jedem Sonntage nach dem Quartembertag hatten sich sämmtliche Müller im heiligen Geist-Spital vor dem Kärntnerthor zu versammeln, um sich in Sachen des Müllerwesens zu besprechen und 4 Männer aus ihrer Mitte auszuwählen, die das Wasser beschauen und regeln, keine Missbräuche gestatten und Jedermann in seinen Rechten wahren sollten. Schon damals gehörte die Stubenthor-Mühle zu einer der ältesten Mühlen dieser Art. Sie wurde zwar in den Türkenkriegen bis auf den Grund zerstört, im Jahre 1634 aber in ihrer heutigen Gestalt wieder aufgebaut, um durch volle zweihundert Jahre unverändert auf dem nämlichen Platze zu verbleiben. Erst in jüngster Zeit wurde sie durch Feuersbrunst von Grund aus zerstört und seitdem nicht wieder hergestellt.

Noch in unseren Tagen (1856) wurde der Mühlbach, welcher in die Wien mündete und im Jahre 1855 durch die heutige Mühlbachgasse floss, verschüttet. Diese Amputation aber machte den Fluss alsbald so bedenklich wasserleer, dass die alte Mühle ihre Arbeit beinahe gänzlich einzustellen genöthigt war.

Eine Ansicht ***sub Figur 192*** ruft uns diese altehrwürdige Mühle in Erinnerung.[1])

Ein anderes uraltes, seit dem Türkenkriege (1529) wieder verschwundenes Gebäude war jenes **Studentenspital**, welches ausserhalb des Stubenthores in der Nähe des heutigen Zollamtes von Kaiser Maximilian I. (dem treuen Anhänger der Wissenschaften und Beschützer der Studenten) im Jahre 1495 gegründet wurde. Die Stelle, auf welcher jenes Spital einst stand, ist in meiner Planstudie sub Figur 106 genau angegeben und mit Z bezeichnet. Es war von hoher Wichtigkeit und gewährte der armen Studentenschaft grossen Nutzen, da in demselben eine bösartige ansteckende Krankheit, die man **Lembt** (oder **Lähmung der Glieder**) nannte, geheilt wurde. Es war diese verheerende Krankheit für Wien eine ganz neue Erscheinung, von der man wie Peter **Fuhrmann** nach einer „**Mölker Chronick**" erzählt, früher nie etwas gehört oder ge-

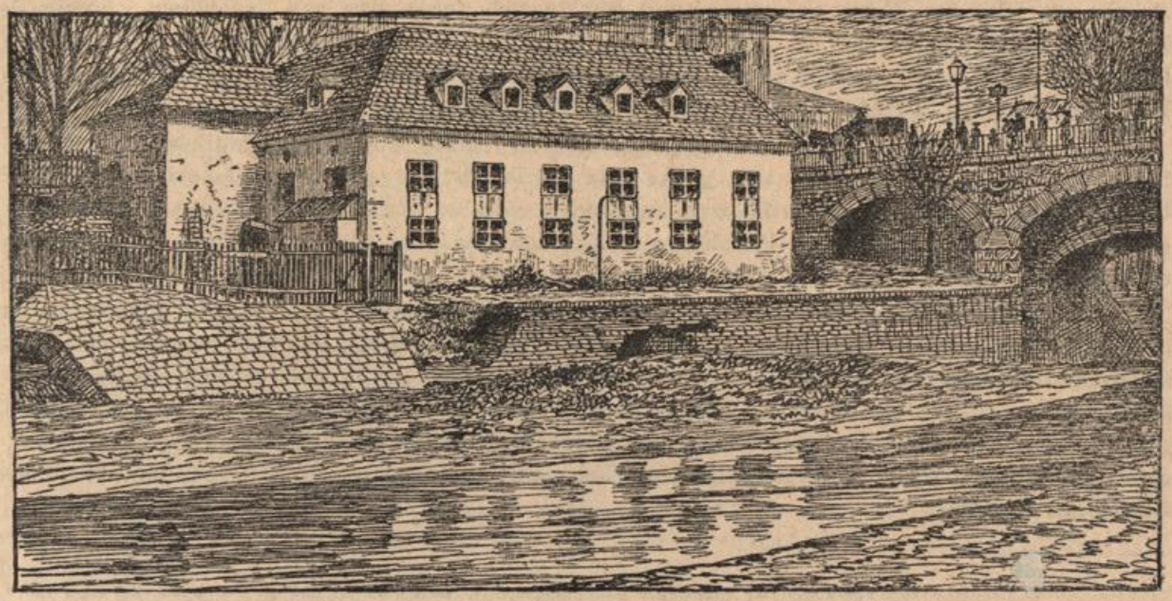

Fig. 192. Die Staubmühle vor dem Stubenthore.

lesen hatte. Nach allgemeiner Meinung soll diese Seuche mit den Seefahrern aus der neuen Welt nach Spanien und von da dann weiter durch Soldaten und Kaufleute nach Neapel und ganz Italien und auch nach Frankreich, Deutschland und Oesterreich gekommen sein. Nach der Behauptung gelehrter Aerzte aber stammt dieses Gift, wie jenes der Pocken, am wahrscheinlichsten aus Afrika, von wo es durch den Handel der Portugiesen nach Italien kam. Es war der Zustand, in welchen diese Seuche den von ihr Betroffenen versetzte, ein wahrhaft beklagenswerther.[2])

[1]) Das Bild nach der Natur gezeichnet und in Holz geschnitten, zeigt uns das ebenerdige, ziemlich unansehnliche Mühlengebäude von der südwestlichen Seite aus (d. i. von der Landstrasser Seite) besehen, wie es sich noch in letzterer Zeit, kurz vor seiner traurigen Katastrophe, unseren Blicken zeigte.

[2]) **Fuhrmann** führt in seinem Werke „**Alt- und Neu-Wien**" u. zw. II. Theil Seite 722 eine Stelle aus der **Mölker Chronik** an, welche uns mit den Wirkungen dieser seltsamen Krankheit auf das Genaueste bekannt macht. Sie lautet wörtlich: „**Massen die damit am ganzen Leibe ausgeschlagen und voll böser Rauten und Schöbigkeit waren, womit**

Doch kehren wir wieder zu unserem früheren Gegenstande zurück.

Wesentliche Veränderungen hat auch jener Theil des Glacis aufzuweisen, der sich zwischen Landstrasse und der ehemaligen Stuben- und Carolinen-Bastei befindet und in dessen Rayon das ehemalige „Wasserglacis" (jetziger Stadtpark) und dessen Umgebung gehören.

Im Jahre 1816 wurde von der Stadtgemeinde zur grösseren Bequemlichkeit des Publicums, besonders der Bewohner der gegenüberliegenden Landstrasse, ein Stadtthor durch die Stadtmauer durchgeschlagen, im Jahre 1817 eröffnet und zu Ehren der Kaiserin Carolina „Carolinenthor" genannt. Ein Jahr darauf errichtete der Private Friedrich Pelikan mit grossem Kostenaufwande auf dem Glacis in der Nähe dieses Thores eine Mineralwasser-Trink-Anstalt mit schönen Gärten, Zelten, Sitzbänken und schattigen Alleen und eröffnete diese Anstalt am 1. Juli 1818. Von dieser Wasser-Trinkanstalt erhielt das Glacis den Namen „Wasserglacis" und bildete bis in die Vierzigerjahre den glanzvollsten Vereinigungspunkt der eleganten Welt und des gemüthlichen Bürgerthums. Die Annehmlichkeit des Ortes, die reizend schöne und gesunde Lage machte diese Gegend zu einem wahren Lieblingsplätzchen der Wiener. Als später die Stadterweiterung das Wasserglacis verdrängte, traten neue Gartenanlagen und neue Paläste an die Stelle der alten Basteien und Festungsmauern, an die Stelle des Stadtgrabens und des Glacis. Wenn man aus dem Carolinenthore heraustrat, gelangte man nach kurzer Strecke etwas seitwärts vom Thor zu jenem vielgepriesenen Wasserglacis. Ein hoch interessantes Bild ***sub Figur 193*** macht uns mit demselben bekannt, wie es im Jahre 1818 bestand. [1])

Etwas seitwärts gegen den Wienfluss, in der Nähe der heutigen Tegetthoffbrücke (damals Carolinenbrücke) stand das sogenannte „Verbrennhäusel", in welchem die ausser Curs gekommenen alten Banknoten verbrannt wurden. An der Stelle der heutigen Schwarzenbergbrücke stand das sogenannte „Heubrückl" (später Mondscheinbrückel). Das Glacis

---

einer oft Jahr und Tag behaftet gewesen, viel tausend aber sind davon gestorben. Es half kein einziges Mittel außer das Bad und einige Unquenten, womit doch Vielen geholfen worden. Und als dieses Uebel im ganzen Land grassirte, hat ein Bauersmann nächst Krems ein Brünnlein von krystallklarem Wasser in seinem Weingarten entdeckt, welches als ein treffliches Mittel (antibotani) wider dieser Seuche befunden werden. Es geschah daher weit und breit ein Zulauf von deren Leuten und das Wasser ward wie Balsam um's baare Geld verkauft."

Dieser Seuche wegen musste der Unterricht in der Universität unterbrochen werden, auch die Schule zu St. Stefan wu gesperrt. Die Mölker Chronik meint (auf Seite 273), dass diese Krankheit, „Lembt" genannt, identisch mit der sogenannten „Lustseuche" sei und dass hieraus erhelle, wie frühzeitig (1495) diese Seuche auch nach Oesterreich gekommen war.

[1]) Das Bild ist den Eipeldauer Briefen (Heft 6 Pagina 43) aus dem Jahre 1818 entnommen. Gleich vorne im Bilde links sehen wir an einem Tische unter einem niedlichen Zelte die Casse, wo die Curgäste die Bilette kaufen (das Billett pr. Stück à Glas 20 kr.). In der Mitte des Bildes sehen wir einen runden Tempel zum Promeniren und auch zum Schutze bei schlechtem Wetter; am Dache einen Aesculapstab, um den sich eine goldene Schlange windet, im Hintergrunde drei Credenztische unter ebensolchen Zelten wie der Cassatisch und ebenfalls mit weiss-blauer Leinwand austapezirt. Vor jedem dieser Zelte sind hohe grau angestrichene Säulen angebracht, mit schwarzlackirten halbrunden Tafeln, auf denen in lateinischer Schrift die Gattung der Mineralwässer von Eger, Marienbad, Kreutzbrunnen, Selter etc. verzeichnet ist. Nett angezogene Frauenzimmer credenzten in niedlichen Porzellanbechern oder fein geschliffenen Gläsern das Wasser, oder auch warme Milch. Um 5 Uhr Früh begann schon der Curbesuch. In der Mitte zwischen zwei Hauptalleen steht das grosse Orchester für Harmoniemusik. Ueber diese Trinkcur-Anstalt geben die Eipeldauerbriefe im 6. Hefte aus dem Jahrgange 1818, Seite 37, wörtlich folgende launige Beschreibung: „Bei den Credenzen finden wir an einer jeden ein paar Mannsbilder und Frauenzimmer, wo die Mannsbilder die Bluzer aufmachten und die Weibsbilder die Becher hergeben und wieder auswaschen, wann Eins trunken hat. — Das Ding geht alles völli wie am Schnürl. Die Männer, die bei der Anstalt sein, sein lauter brave Invaliden. Sunst hab'ns Kanonen und Musketen abgfeiert, hierzt feiern's Blüzer ab, als wann's in einfort canonirerten. God sei Dank! bei derer Canonad bleibt ihnern do ka

selbst war von langen, geradlienigen Baumalleen durchschnitten und zwischen dem Glacis und der inneren Stadt breiteten sich die Basteien (**Wasserkunst-** und **Stubenthor-Bastei**) mit schönen reingekehrten, geräumigen Spaziergängen, und der Stadtgraben aus, zu dem bei jedem Stadtthore ziemlich abschüssige Wege hinabführten. Der Stadtgraben war von der Glacis-Seite aus mit lebenden Zäunen umfriedet.

In Folge der Stadterweiterung verschwanden die Basteien und der Stadtgraben und die Strassen der inneren Stadt verlängerten sich gegen das Glacis zu, so dass heute die Johannesgasse bis nahe zur Tegetthoffbrücke reicht und die Himmelpfort- und Weihburggasse bis zum ehemaligen Wasserglacis. Nur die alte Annagasse und Krugerstrasse sind unverändert geblieben. Dagegen bildeten sich ganz neue Strassen-

Fig. 193. Die Wassertrinkanstalt auf dem Wasserglacis (1818).

züge, u. zw. auf dem Glacis (zwischen der Mondschein- und alten Carolinenbrücke) die Pestalozzi-, Christinen- und Fichtegasse, längs der Wasserkunstbastei die Schelling-

---

Kugel im Leib stecken. Es wird also schon a jeder so viel davon genossen haben, als er just braucht, sonst wär' er jo ka Invalid nid word'n.

So oft a neucher Plutzer aufgmacht wird, so klopfen d'Leut an die Becher, als wann's mit alle Glocken ziammenläuten wollten. — Du mein God! Wann ma Allezeit läuten wollt, so oft in der Welt a Bluzer g'macht wird, so wär ja das eine ewiche Läuterei! als wann alle Tag die Glocken nach Rom gingen.

Mit ein'n Wort Herr Vetter! es gibt hierzt wahrhafti in Wien kan angenehmere Unterhaltung, als die Brunnkur in der Frurh auf der Glassi. Dö schönen Leud, dö m'r da sicht, Mannsbilder und Weibspersonen, das ist schun einzig! Alles kend sie fast dort'n; 's als wanns Ganze nur a g'schlossene Kumpanie wär, mitunter gibt's a Leud unter denen dö das Wasser trink'n, dö ohnedem schun mit alle Wasser g'waschen sein! — —

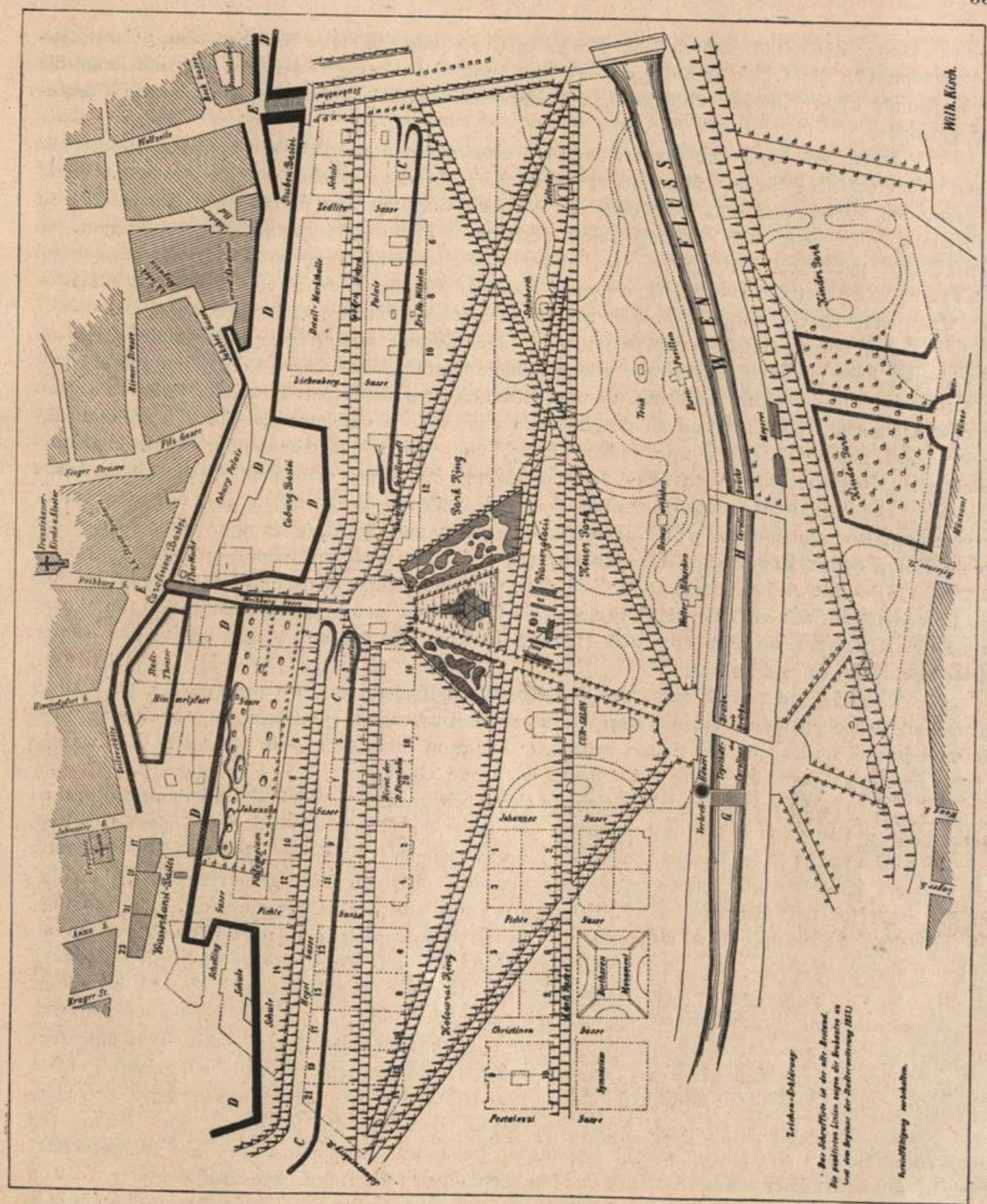

Fig. 194. Planstudie über die Terrainveränderungen zwischen der Landstrasse und der Stadt von 1820—1857.

gasse längs des Stadtgrabens die Hegelgasse und endlich zwischen dem Carolinen- und Stubenthore die Liebenberg-, Zedlitz- und Cobdengasse. So hat sich denn die Physiognomie dieser Gegend vollständig geändert, so dass selbst der Einheimische ein Fremdling geworden.

Dort, wo einst die finstern ernsten Stadtmauern standen, erheben sich heute die neuen Prachtpaläste, die ihr Haupt so stolz, so siegesbewusst erheben, als ob sie seit jeher da gestanden wären; und dort wo früher die Wassertrinkanstalt ihre freundlichen Gartenanlagen ausbreitete, zieht heute der Parkring seine vornehmen Pfade mittenhindurch, so vornehm, so accurat und geradlienig. als ob es nie anders hätte sein können, und an Stelle des alten Wasserglacis etablirte sich der elegante Cursalon und breitet seine neuen Parkanlagen über das ganze Glacis, von der Johannesgasse bis zur Stubenbrücke aus.

Auf vorstehendem Studienplane, den ich hier ***sub Figur 194*** meinen Lesern beischliesse, habe ich mich bemüht, die alte ehemalige Gestalt dieser Gegend (aus dem Jahre 1820) im Grundrisse festzuhalten und mit dünnen Strichen den heutigen Situationsplan von gleicher Dimension genau darauf zu drücken, so dass sich die gegebenen Flächen vollständig decken und man sich daher von jedem Hause, von jedem Plätzchen oder Winkelchen mit Leichtigkeit Rechenschaft geben kann, was denn einst an dieser oder jener Stelle gestanden.[1])

Die straffirten Linien zeigen uns den früheren Bestand zur Zeit vor der Stadterweiterungs-Periode und die punktirten Linien geben uns die Umrisse aller jener Bauten an, die in Folge dieser Erweiterung neu hinzukamen und noch heute bestehen.

Die mit A bezeichnete Oertlichkeit zeigt uns jenen Theil der Wasserglacis, wo der Pavillon mit seinen Trinktischen und Gartenanlagen stand. Heute breitet sich an dieser Stelle die Ringstrasse aus, von den Häusern Parkring 12, 14 und 16 an bis an das eiserne Gitter des heutigen Stadtparkes.

Die Gegend sub B zeigt uns die eigentliche **Wasserglacis**, wo eine geräumige Kaffeehütte und zwischen den beiden Hauptalleen ein freistehendes rundförmiges Orchester für Harmoniemusik und zu beiden Seiten zahlreiche bequeme Sitzbänke sich befanden. — Zwanzig Klafter links von der Kaffeehütte steht heute der neue Cursalon.

Mit C sind jene lebenden, 4 Schuh hohen, Gartenzäune bezeichnet, die den Stadtgraben seiner ganzen Länge nach ringsum umgaben und meist die Glacis von diesem Graben trennten.

Die mit D bezeichneten Stellen sind die ehemaligen Basteien, nämlich schön geebnete, mit weissem Kies bestreute, stets reingefegte Plateaux, oberhalb der Festungsmauern, die rings um die Stadt führten. Hier war die Lieblingspromenade der eleganten Welt, die sich täglich zwischen 11 und 1 Uhr während der besseren Jahreszeit einfand und nicht selten so zahlreich herbeiströmte, dass das Spazierengehen oft auf Augenblicke ganz in's Stocken gerieth. Man konnte damals sicher sein, seinen Freunden und Bekannten hier zu begegnen. Die Annehmlichkeit dieses Spazierganges wurde aber auch noch durch den herrlichen Ausblick auf die romantischen Vorstädte erhöht, die, wie ein blüthenreicher Kranz, die Stadt umgaben und von den fernen blauen Bergen umsäumt, bei jedem weiteren Schritte ein neues höchst malerisches überraschendes Landschaftsbild darboten. Die Basteien führten stellenweise verschiedene Namen. So hiess z. B. jener Theil der Bastei zwischen der Weihburg- und Annagasse „**Wasserkunst-Bastei**" von jenem uralten **Thurme** so benannt, der eine kunstvolle **Wasserhebemaschine** in seinen Räumen umschloss, mit der die ehemaligen **kaiserlichen Lustgärten** der alten Burg am Michaelerplatze bis zum Jahre 1683 bewässert wurden. Dieser Thurm bestand noch zur

[1]) Dieser Studienplanist nach dem kaiserlichen Kataster mit dem Massstabe: 1 Zoll gleich 20 Klafter, entworfen.

Zeit der Demolirung der Basteimauern, obgleich die Maschine selbst wegen bedeutender Schäden schon nach dem Jahre 1683 gänzlich ausser Gebrauch kam. Weiter östlich lag die „Stubenbastei" und dieser zunächst die „Bürgerbastei", so genannt, weil ihre Festungsmauern grösstentheils von den Geldern der Wiener Bürger in der Zeit von 1545 bis 1550 erbaut wurden; man nannte sie auch „Predigerbastei" von dem nahe gelegenen Prediger-Orden der Dominikaner. Mit dem Wegfall dieser Basteien und ihrer Festungsmauern, sowie mit der gleichzeitigen Verschüttung des äusserst breiten Stadtgrabens war mit einem Male eine ungemein grosse Bodenfläche gewonnen, die, sowie die äusserst ausgedehnten Glacis, sich zu Bauzwecken trefflich eignete. Es entstanden jetzt zahlreiche Bauten, neue Strassenzüge und zuletzt ganze Stadttheile. In Kurzem stand das Werk der Neugestaltung Wiens wie ein Zauber vor unseren erstaunten Blicken. Aber in dem Masse, als das Alte so rasch von der Bildfläche der Erscheinung schwindet, in dem Masse wird es uns oft auch schwer, in dem Neuen uns momentan zurecht zu finden. Wir vermögen uns z. B. oft gar nicht zu erinnern, wo denn das eine oder andere alte Haus früher gestanden haben mag, oder was denn an die Stelle des Alten später kam und wie sich überhaupt diese Raumverhältnisse entwickelten. Ich glaube mit meiner vorstehenden Planstudie diesem Bedürfnisse entsprochen zu haben, indem ich bemüht war, die alten und neuen Bauten zu gleicher Zeit (geometrisch richtig) zur Anschauung zu bringen.

Wir sehen z. B. aus dieser Planstudie, dass an die Stelle der ehemaligen Wasserkunstbastei und des in der Nähe befindlichen Stadtgrabens zwei neue Strassenzüge traten, u. z. die Schelling- und Hegelgasse. Die Schellinggasse befindet sich genau dort, wo einst die Lustgärten des Erzherzogs Carl im Stadtgraben längs der Wasser-Kunstbastei standen, und die Hegelgasse dort, wo der ehemalige Stadtgraben sich vom Kärntner-Ravelin bis unter die Carolinenbrücke hinzog, so dass die Häuser 2, 4, 6, 8, 10, 12 und 14 dieser Gasse noch ganz auf dem Niveau des ehemaligen Stadtgrabens zu stehen kommen, während die Häuser 1, 3, 5, 7, 9, 11, 13, 15, 17, 19 und 21 mit ihrer ganzen Area noch auf dem Glacis liegen und nur mit ihrer rückwärtigen, der Hegelgasse zugekehrten, Front den Stadtgrabenzaun berühren.

Die Gartenbau-Gesellschaft (Parkring 12) steht heute mit dem Vordertheile auf dem Glacis, mit dem mittleren im Stadtgraben und mit ihrem rückwärtigen Theile auf der Bastei; der grosse Mittelsaal dagegen an jener Stelle des Stadtgraben-Zaunes, wo der Weg von dem Glacis in den Stadtgraben ziemlich steil hinabführte. In einem ähnlichen Verhältnisse finden wir auch die Häuser Parkring 2, 4, 6, 8 und 10. So z. B. steht das Palais des Erzherzogs Wilhelm (Parkring 8) mit seinem Vordertheile auf dem Glacis und mit dem rückwärtigen im Stadtgraben. Dagegen befindet sich die hinter dem erzherzoglichen Palaste gelegene Detail-Markthalle und die mit dieser parallel laufende Cobdengasse im Stadtgraben. Auch die beiden neuen Strassen Liebenberggasse und Zedlitzgasse, welche von der Stubenbastei aus senkrecht auf den Parkring auffallen, befinden sich auf dem Niveau des alten Stadtgrabens und reichen nur mit wenigen Klaftern auf das Glacis heraus. Das Eckhaus (Parkring 2) steht heute auf jener Stelle, wo früher ein ziemlich steiler Weg in den Stadtgraben hinabführte. Die Häuser Kolowratring 2 bis 14 sind dagegen ganz auf dem Glacis postirt und nur jene Hauptallee, die sich längs des Stadtgrabenzaunes fortzog, ging durch ihre heutige Bauarea.

Noch vier andere neue Strassen hatten sich auf dem Glacis zwischen dem heutigen Kolowratring und dem linken Wienfluss-Ufer gebildet, u. z. die Pestalozzi-, Christinen-, Fichte- und Kantgasse. Die drei erstgenannten sind senkrecht gegen den Wienfluss gestellt, während die letztere die übrigen quer durchschneidet. Vollständig umgestaltet wurde auch jener Theil des Glacis, auf dem sich heute der neue Stadtpark erhebt.

Auf jener Stelle aber, wo einst vier Hauptalleen sich kreuzten, steht heute das schöne Monument Franz Schubert's, dann etwas seitwärts nach rechts die überlebensgrosse Portrait-Büste des Bürgermeisters Zelinka und weiter herab, gegen den Wienfluss zu, die trefflich modellirte Statue das Donauweibchen von Hans Gasser.

Am rechten Ufer, gegenüber der Reissnerstrasse und dem kaiserl. Münzamte, erhebt sich heute der sogenannte Kinderpark, an dessen Stelle noch bis in die Vierzigerjahre eine Stätte für Brennholzverkauf sich befand.

Was die Communication des einstigen Wasserglacis mit der Landstrasse betrifft, so war dieselbe nur durch die ehemalige alte Carolinenbrücke hergestellt. Sie hatte ihre Richtung in gerader Linie mit der Hauptallee, die von der Waaggasse direct zum Wasserglacis führte, auch wurde sie „alte Carolinenbrücke" genannt zum Unterschiede von der neuen, die heute gegenüber der Reissnerstrasse sich befindet und den Kinderpark mit dem Stadtpark unmittelbar verbindet. In neuerer Zeit wurde zu Ehren des Helden von Lissa die nach ihm genannte Tegetthoffbrücke erbaut, doch steht sie heute nicht ganz auf der nämlichen Stelle wie früher die alte Carolinenbrücke, sondern in der gleichen Flucht mit der verlängerten neuen Johannesgasse (einige Klafter mehr nach links als die frühere alte Brücke). Unmittelbar in der Nähe dieser Brücke (am rechten Wien-Ufer) stand einst das sogenannte althistorische Verbrenn-Häusel, wo alljährlich die ausser Curs gesetzten „Bankozettel" und später Banknoten, unter grossen Zulauf öffentlich verbrannt wurden. Dasselbe befand sich ganz nahe an jenem grün angestrichenen Holzgitter, mit dem einst das ganze Glacis gegen das Ufer des Wienflusses eingefriedet war.

Zum Schluss will ich noch die beiden unter E und F verzeichneten Stadtthore, nämlich das Carolinen- und Stubenthor näher besprechen, da sie, wie alle Stadtthore Wiens in nothwendigem Zusammenhange mit der Stadterweiterung standen. Als nämlich mittelst kaiserlichen Handschreibens vom 20. December 1857, Präsidial-Nr. 12074 die Stadterweiterung genehmigt wurde, war auch die Demolirung der Festungsmauern mit ihren Basteien und Ravelins eine beschlossene Sache, somit auch der Wegfall der 10 Stadtthore hiermit entschieden, da dieselben einen integrirenden Bestandtheil der Mauern selbst bildeten. Mit der Demolirung des Rothenthurmthors wurde zuerst der Anfang gemacht. Dieselbe fällt in die Zeit vom 20. Mai bis 2. Juni 1858. Hierauf folgte im August die Demolirung des Carolinen-, und später, im September desselben Jahres, jene des Stuben-Thores, welch' letztere aber grosse Schwierigkeiten bereitete, da sich das Mauerwerk einer besonderen Festigkeit erfreute; denn es war einst (1600) aus massiven Bausteinen der in Ruinen gelegenen alten Dominikanerkirche aufgebaut und von Aussen mit mächtiggrossen schweren Quadersteinen verkleidet. Auch befand sich zur Deckung dieses Thores und der Brücke über den hier ungewöhnlich breiten Stadtgraben jenseits dieses Grabens eine Schanze (Stubenthor-Ravelin genannt), die gleichfalls demolirt werden musste, durch deren Wegfall die neue verlängerte Wollzeile viel breiter angelegt werden konnte, als es bei der alten Wollzeile der Fall war. Aehnliche Verhältnisse obwalteten auch bei den Demolirungsarbeiten des Carolinenthors. Auch hier war der Thoreingang äusserst schmal, weil er zwischen zwei hohen Häusern eingepfercht lag und durch eine lange schmale Brücke, die über den sehr breiten Stadtgraben führte, mit dem Glacis in Verbindung gesetzt werden musste. Erst durch die Demolirung der Thormauern und gleichzeitige Verschüttung des Stadtgrabens konnte die alte Weihburggasse verlängert und viel breiter angelegt werden als es vordem der Fall war.